

FRATER GREGOR BAUMHOF OSB

Die Schöpfung in poetischer Vorstellung *

Die Schöpfung muss nicht notwendigerweise und ausschließlich naturwissenschaftlich betrachtet werden. Dichter und Künstler, die in den Dingen dieser Welt Hinweise entdecken auf eine überzeitliche Wirklichkeit, deuten uns die Welt, indem sie Geschichten von Wundern erzählen oder diese ins Bild bringen, die statt „objektiv“ zu sehen, in Beziehung denken und schauen. Diese, aus im umfassenden Sinn poetischer Inspiration entstandenen Werke, seien es Texte oder Bilder, sprechen zu uns mit eigener Autonomie und müssen sich nicht wissenschaftlich rechtfertigen. Sowohl die Genesis wie auch andere Schöpfungserzählungen sind Dichtungen, Kunstwerke, Verdichtungen von Weltverständnis, das sich dem Staunen und der Akzeptanz einer überzeitlichen Wirklichkeit verdankt und daher eigene Gültigkeit beanspruchen darf. Diese poetischen Erzeugnisse sind seit langem mein bevorzugtes Arbeitsgebiet und von dieser Art Weltdeutung möchte ich erzählen und deren Erzeugnisse vorstellen und betrachten.

Der Beitrag stellt unter diesem Horizont verschiedene Formen vor, in denen sich diese Haltung manifestiert in Bezug auf die Schöpfung.

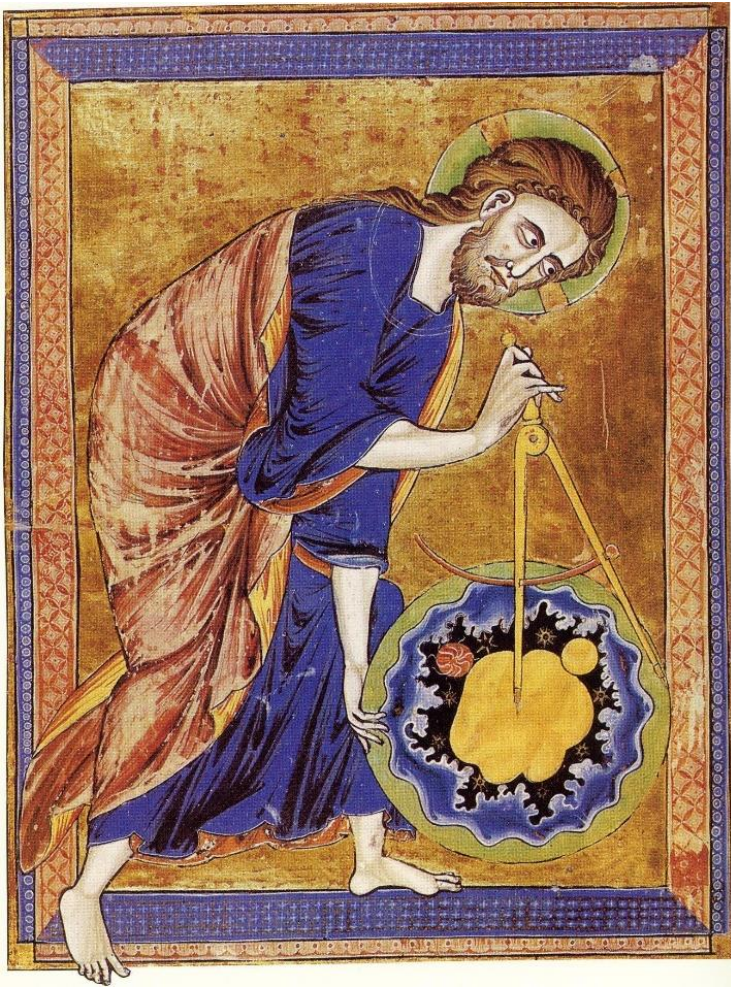
1. Titelbild der Bible moralisée, 1215/1230, Buchmalerei aus der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien (Cod Vin 2554)

Der erste Blick widmet sich dem Titelbild „Christus Creator“ der Bible moralisée.

Es handelt sich bei dem Codex um eine „Bible moralisée“. Sie ist ein Bilderbuch, in dem Szenen der biblischen Geschichte dargestellt und fortlaufend durch beigefügte andere Szene allegorisch interpretiert werden.

Dem kleinteilig hochkomplexen Werk ist eine ganzseitige Miniatur vorangestellt. Bevor in der Reihe der kleinen Medaillons die biblische Geschichte mit dem 1. Schöpfungswerk, der Scheidung von Licht und

* Der Beitrag geht zurück auf zwei bei den Freunden Abrahams gehaltenen Vorträge. In ihnen habe ich poetische Erzeugnisse unterschiedlichster Art zum Thema Schöpfung vorgestellt. Die Vortragsfassung wurde für den Beitrag bearbeitet, die dort gezeigten Bilder in den Text integriert.



Finsternis, beginnt, erscheint auf einer großen Titelseite der Urakt der Schöpfung der Welt überhaupt. Über der Miniatur steht in altfranzösischer Sprache die Titelzeile: „Ici crie Dex ciel et terre soleil et lune et toz elements“ (Hier erschafft Gott Himmel und Erde, Sonne und Mond und alle Elemente). „Hier“, „ici“, ist zu sehen, wie der Miniator die Grundlegung der Welt, deren Einzelheiten er dann im weiteren Verlauf erzählen will, denkt, visuell denkt. Die Titelzeile bezieht sich auf Gen 1,1, erweitert aber den biblischen Text, indem sie „Sonne und Mond“, die ja biblisch erst am Mittwoch an der Reihe sind, bereits einbezieht und von den

Elementen spricht, die nicht biblischer, wohl aber antik-natur-philosophischer Tradition nach, zur Grundausstattung der Welt gehören.

Der Schöpfer erscheint auch hier mit dem Kreuznimbus als Christus-Creator, er hat auch hier den Zirkel in der Hand, aber er thront nicht, wie anderswo, souverän in der Mitte des Kosmos, sondern befindet sich in Aktion, in der Aktion des Zirkelns. Er tritt auf als eine in den Rahmen des Bildes eintretende, dessen Proportionen eigentlich sprengende, sich ihnen beugende Figur, mit der Linken den Globus haltend oder rollend. Der rechte Fuß, der dramatische Faltenknotenpunkt um die rechte Armbeuge und das die Aktion aufmerksam kontrollierende Gesicht befinden sich in einer die Bildfläche diagonal dynamisierenden Bewegungsachse. Schöpfung ist hier nicht, wie es der biblische Text nahelegt, einfaches Befehlswort, sondern handwerkliche Tätigkeit. Der Zirkel ist kein Miniatursymbol, sondern ein Werkzeug, mit dem der Schöpfer realiter hantiert. Der Akt der Schöpfung erscheint als ein Akt der Selbstbewegung Gottes, mit der er aus einer bildlich nicht zu fassenden Ruhe uranfänglich selbst in Er-

scheinung tritt. Handelnd offenbart er sich, als Person, die sich, wie die anschließende Bilderfolge zeigt, selbst in Bezug auf das All, das er hier anfänglich in Bewegung setzt, weiterbewegt. Es ist die Eröffnung einer Geschichte der fortgesetzten Selbstbeteiligung.

Folgt man dem ikonographischen Vokabular der anschließenden Schöpfungsbilder, dann handelt es sich bei dem äußersten grünen, gewellten Ring um die oberen Wasser (nach Gen 1,7), bei dem nächstfolgenden blauen mit seinen goldenen Einsprengseln um den Fixsternhimmel, bei dem dunkelblauen mit Sonne, Mond und Sternen um die Planetensphäre und bei dem Klumpen in der Mitte um die Erde, in deren Mitte die Zirkelspitze steckt. Nur der äußerste Umriss des Alls hat den Umriss eines vollkommenen Kreises. Im Innern herrscht, von Sonne und Mond abgesehen, eher Gewölk und Gewelle. Es sieht nicht so aus, als ob der Schöpfer es darauf absehen würde, auch in diesem Weltinnenraum streng gezirkelte Ordnung zu schaffen. Der Weltkreis überschneidet, ähnlich wie der rechte Fuß des Schöpfers, ein wenig die Bordürenschränke, als sollte er weiterrollen über den Rahmen dieses Bildes hinaus. Es folgen dann ja auch noch annähernd tausend Bilder, die in der Form kleiner Medaillons die Kreisform des Alls aufnehmen und seine Geschicke sozusagen in exemplarischen Szenen durchspielen.

2. Betrachtung des Schöpfungpsalms 104/103

Übersetzung Romano Guardini

Der Psalm 104 ist hymnisches Echo der Erzählung der Genesis.

Ein Hymnus stellt nicht fest oder sagt aus, nein, er preist. Dies setzt eine Beziehung, ein Du voraus. Beim Kirchenlehrer Augustinus heißt es deswegen: „Wer singt, der liebt den, dem er singt“. Freude und Liebe sind die zwei Lungenflügel, mit denen der Hymnus atmet.

Der Psalm 104 ist eine eigene Quelle der Schöpfungstheologie. Im Rahmenwerk dieses Psalms gibt sich ein Dichter zu erkennen, ein Poet, der Liedermachen als seine Lebensaufgabe sieht (V. 32), nicht von Amtes wegen, sondern von Herzen kommend (v.1.35). Sein Lied ist aus der Freude an den Schöpfergott und zu dessen Freude selbst bestimmt (V. 34).

Der Psalm 104 hat sieben Abschnitte, die den Tagen der Schöpfung entsprechen:

1. Verse 1-4 hymnischer Gesang auf die Himmel bzw. den Himmel
2. Verse 5-9 Erde (Festland)
3. Verse 10-18 Leben auf der Erde (erhalten durch das Wasser)
4. Verse 19-24 Sonne und Mond
5. Verse 25-26 Meer
6. Verse 27-30 Erhaltung der Welt
7. Verse 31-35 Schluss und Ausklang

Dieser Aufbau beschreibt eine Bewegung von oben (vom Himmel) zur Erde herunter, wieder nach oben zum Himmel (Gestirne) und dann in die Tiefe (Meer) und von da in die Weite.

a. Die Verse 1-4 (Himmel)

1. Preise den Herrn, meine Seele:

Herr, mein Gott, überaus groß bist Du!

Mit Hoheit und Pracht bist Du angetan;

2. wie in einen Mantel gehüllt in Licht.

Du hast den Himmel gespannt wie ein Zelt,

3. über den Wassern Dir Deinen Saal erbaut.

Du nimmst Dir die Wolke zum Wagen,

auf Flügeln des Sturms fährst Du dahin.

4. Die Winde machst Du zu Deinen Boten,

zu Deinem Diener das lodernde Feuer.

Die erste Zeile endet mit einem Doppelpunkt! Der Lobpreis ist aus Staunen gewonnene Erkenntnis. Es folgt die Anrede Gottes, den der Psalmist preist (in fast jedem Vers kommt das Du vor).

Im Hebräischen steht hier: „nafschi“ das heißt „meine Seele“. Die Seele selbst heißt „nefesch“, was auch Kehle und Stimmbänder bedeutet. Die

Seele hat also einen Ort, dort wo wir singen! Wir nennen deshalb die Stimmbandmuskeln die Muskeln der Seele!

„Überaus groß“: Die Innerlichkeit Gottes ist so groß und so voll von kraftvoller, überquellender Energie, dass sie sich schaffend in eine Außenwelt ergießen kann. Eine Geistigkeit, die aus innerer Überschüssigkeit „geistig-physisch“ werden kann. Die Energie geht von Gott aus und dadurch entsteht die Welt.

Das erste, was hervortritt, ist mit einem Wortpaar bezeichnet: „hod we hadar“, „Hoheit und Pracht“. Die Septuaginta übersetzt es mit „exomoló-gesis“, die Vulgata als „confessio“, als Bekenntnis. Im Bekenntnis wird ja ein Inneres nach Außen gekehrt und offenbar gemacht.

Der Lobpreis benutzt immer Doppelbegriffe. Also vielleicht: Wesenserstrahlung und Hoheitsglanz, also doxa (griechisch) oder kabod (hebräisch): Die Energie Gottes wird ins Offenbare gekehrt, von Innen nach Außen. Die Offenbarung ist im Lichthimmel; es ist noch kein Licht geschaffen, sondern erst das Licht, das alles sichtbar machen wird. Es ist noch gar nichts Äußerlich-Physisches im Spiel. Aber es ist gegenüber „hod“ und „hadar“ schon ein Schritt weiter in das Außen-Sein.

Die Verse 2 und 3.

Jetzt erst sind wir beim „Es werde Licht“. Das Aufleuchten von Wesenserstrahlung und Hoheitsglanz hält noch ein vorausgehendes Stadium fest. Mit dem Licht tritt zugleich der Himmel in Erscheinung, dann die Wasser. Das ist noch kein irdisches Wasser, sondern es ist das Wasser über der Feste, ein himmlischer Ozean.

Überblicken wir noch einmal die bisherige Folge: Groß-Sein – Wesenserstrahlung – Hoheitsglanz – Licht – Gewässer. Das ist ein Weg in immer dichtere Daseinsformen, der Weg von innen nach außen. Das wird sehr deutlich, wenn wir die andere Reihe der Vergleichsbildworte daneben stellen: Kleid – Mantel – Zelt – Höhenpalast – Obergemach. Das Kleid liegt unmittelbar an. Damit vergleicht der Psalmist die dem Licht noch vorausgehende Erstrahlung. Der Mantel ist schon äußerlicher. Noch weiter abgerückt ist das Zelt, schließlich das Haus. Mit dem Sein sind wir noch im Wesen der Person. Dann beginnt die Offenbarung und die entstehende Welt löst sich immer mehr von der Unmittelbarkeit des Schöpfers. Aber dieses Haus ist der Tempel seiner Gegenwart. Aus der Welt ruhevol-

len Seins wird ab Vers 3b die Dynamik, die dynamische Bewegtheit beschrieben. Die Wirkung der „confessio“ wird zur „extasis“.

Jetzt erst, in Zeile sieben (Vers 3.1), kommen wir zum atmosphärischen Himmel, der der Erde schon näher ist. Gleichzeitig gehen wir den Weg aus einer in sich ruhenden Welt (eins!) in eine Welt dynamisch bewegter Kräfte: Wolken und Winde tragen den Herrn in seiner Bewegtheit, wenn er die Tempelruhe verlässt, aus sich herausgeht, ausfährt, in Ekstase gerät.

Vers 4

In Vers 4,1 springt nun die Beobachtung von der göttlichen Person zu den Kräften über, die sich aus dem Herrn als selbstständige Wesen gelöst haben: Boten und Diener. Wieder zwei Begriffe: Boten (angeli), Engel, die sich im wehenden Wind einkörpern (Flügel) und Diener, nicht Sklaven, sondern Minister, Liturgen, die sich im Feuer einkörpern.

b. Die Verse 5 bis 9 (die Erde)

5. Du hast die Erde auf ihre Festen gegründet,
in Ewigkeit wankt sie nicht.

6. Du hast sie mit der Urflut gedeckt wie mit einem Kleid,
bis über die Berge standen die Wasser;

7. Sie wichen vor Deinem Dräun zurück,
sie flohen bebend vor Deinem Donner.

8. Nun stiegen die Berge empor, und es fielen die Täler,
jegliches an den Ort, den Du ihm gewiesen.

9. Du setztest den Wassern ihre Grenze; die dürfen sie nicht überschreiten,
dass sie nicht wieder das Wohnland bedecken.

Jetzt steigen wir durch die Wettersphäre (Wolken, Stürme, Blitze) zur festen Erde. Die allmähliche Loslösung endet im festen Werk. Die Stationen also bisher: das Wesen, die Offenbarung, die Wirksamkeit und das Werk. Aber die steinerne Härte der Erde, sie hat ja bei der Entwicklung des Menschen eine wichtige Funktion: Sie gibt uns die Stabilität, ohne die

wir nicht selbst-ständig werden können. Das Zustandebringen dieser festen Erde war ein besonderes Werk des Schöpfers.

Die Verse 6 und 7

Die Urflut ist das Reich des Urwelt-/Chaosdrachens. In den immer wieder eintretenden Überflutungen der entstehenden festen Erde schaute man die Drachenhäupter luziferischer Wesen, die dem Chaos dienten und der am harten Gestein zu erweckenden Wachheit und Klarheit entgegen wirkten. Bei den Babyloniern war dies Marduk. Helfer im Kampf gegen den Drachen ist im christlichen Horizont der Erzengel Michael. Michaelskapellen liegen im Westwerk, Michael macht den Weg für das Licht frei, bei den Griechen ist es Apollo, der mit dem Lichtwagen ausfährt und den neuen Frühling ausruft, zu sehen hier in München im Schloß Nymphenburg.

So tritt nun die Erde heraus aus der Hülle der Urgewässer. Im Psalm 95 wird das noch deutlicher gesagt, wie die Gestaltung der Erdoberfläche göttlich bewirkt ist: „Und das Trockene haben Deine Hände plastiziert“ (eplasan, 95,5). So werden Berge und Täler von der göttlichen Vorsehung vorbereitete Schauplätze für menschliche Schicksale.

c. Die Verse 10-18 (Das Leben der Erde)

10. Aus Quellen lässest Du Bäche fließen,
zwischen den Bergen eilen sie hin.

11. Sie bieten Trank allen Tieren des Feldes,
die wilden Esel stillen aus ihnen den Durst.

12. Die Vögel des Himmels wohnen an ihnen
und lassen in dem Gezweig ihre Stimme erschallen.

13. Du bist's, der aus Seinen Kammern die Berge benetzt;
die Erde wird satt von der Frucht Deiner Werke.

14. Gräser heißest Du sprossen den Weidetieren,
dazu Gewächs, das dem Menschen dient;
auf dass er Brot von der Erde gewinne

15. und Wein, der des Menschen Herz erfreut;

dass Öl sein Antlitz erblühen mache,
und Brot erquicke des Menschen Herz.

16. Die Bäume des Herrn auch trinken sich satt,
die Zedern des Libanon, die Er gepflanzt.

17. In ihnen bauen die Vögel ihr Nest,
die Pinien tragen der Störche Horst.

18. Dem Steinbock gehören die hohen Berge, die Dachse finden Zu-
flucht im Felsgeröll.

Der Chaosflut ist nun die Grenze gesetzt. Nun sind die Kontinente da. Sie sind dafür da, zu zeigen, dass der Mensch und die Erde in der festen Form zusammenhängen (continere, Kontinenz). Sie sind lebenserhaltend. Aber wenn die Erde nur aus Erde bestünde, wäre sie eine Wüste des Todes. Die Erde muss lebendig erhalten werden.

Das Wasser ist nun nicht mehr Chaosflut, sondern verhilft der Erde zur Lebendigkeit, es hat dabei eine dienende Funktion. Wasser ist also nicht das Leben, sondern Medium für das Leben (vgl. dazu den Sonnengesang des heiligen Franziskus).

Jetzt wird in Vers 10 ff. geschildert, wie die Erde vom Wasser in Gestalt der Flüsse und Bäche und des Regens der Todesverknöcherung entrissen wird. Ohne Wasser keine Pflanzen, ohne Wasser kein Leben. (Siehe auch die Tempelvision bei Ezechiel [Kap 47]).

So wie die Plastizität von Berg und Tal Ergebnis der Bildetätigkeit Gottes sind, so sind auch die Bäche, Flüsse und Quellen in der Landschaft das Ergebnis organisierender göttlicher Wirksamkeit.

Vers 10-12

Die Zeilen gehören zum poetisch schönsten, was Psalmen uns überliefert haben. Wir erhalten Wasser von unten und Wasser von oben. Das belebende Wasser tritt nicht nur auf in Bächen und Flüssen, in dem es aus der Erde quillt. Es kommt auch im Regen auf die Erde. Die Erscheinungsform des Regens ist auf die Lebensbedingungen der Pflanzen abgestimmt. Tropfen nehmen der Wassermasse das zerstörende. Ferner hat sich das Wasser im Emporsteigen und Verdunsten mit Kräften angereichert, die es

nun wie einen Segen im Regen mit herunter bringt. So ist für die antike Welt mit Recht etwas unmittelbares von oben her, von Gott her damit verbunden. Mag für unsere physikalische aufgeklärte Zeit das Regenwasser auf dem Wege der Verdunstung von der Erde herkommen, seine eigentliche Qualität ist ein Geschenk himmlischer Sphären: aller Segen stammt von oben! So schafft Wasser von unten und von oben Fruchtbarkeit für die Erde.

Vers 14

Gras entsteht ohne zusätzliche menschliche Arbeit für das Vieh; Getreide, aus dem durch menschliche Arbeit Brot geschaffen wird, wächst für den Menschen. Dies ist entscheidend für Verständnis von Kultur und von Kult! Das Wort „agricultura“ hat seinen Stamm im Wort „colere“, das heißt pflegen/hegen/verehere. Auch das Wort Kult ist daraus abgeleitet.

Erstmals im Psalm wird an dieser Stelle der Mensch erwähnt als kultur- und kultschaffendes und kultfähiges Wesen.

Vers 15

In Vers 15 tritt uns das Bild des Kultes in seiner großen Dreiheit entgegen: Wein, Öl und Brot werden vom Psalmisten mit dem Herzen in Verbindung gebracht: das Brot gründet unser Herz in Festigkeit, der Wein erfreut. Das sind Elemente, die mit unserer Mitte und dem Zentrum unseres Wesens zusammenhängen. Zu Brot und Wein mit dem Herzensbezug kommt als drittes das Öl. Das Öl ist sakrale Substanz (Firmung, Priesterweihe, letzte Ölung). Das Öl erleuchtet. Öl ist lichtverwandt, als Träger der Vergeistigung: es ist nicht mit dem Herzen, sondern mit dem Angesicht verbunden, in dem ja unsere Geistigkeit zum Ausdruck und zum Vorschein kommt. Das kommt besonders schon zum Ausdruck im Psalm 105 (104) Vers 3,4: „Freuen sollen sich alle, die den Herrn suchen. Suchet den Herrn und seine Macht, sucht sein Antlitz allezeit“ und besonders stark im Psalm 79, Vers 20 „Lichte Dein Antlitz und wir sind befreit.“ (Übersetzung Martin Buber).

Vers 16-18

In Vers 16 geht der Psalmist über zur menschenfernen Natur: anknüpfend an Vers 10,1 spricht er: „Bäume des Herrn, die er gepflanzt hat“. Der Psalmist weiß, dass Urwälder und unberührte Natur zur Schöpfung gehören. Angesichts der Mächtigkeit erfasste den Menschen ein Staunen, in

solchem Baumwachstum wurde in mythologischen Zeiten die Gottheit selbst erlebt. In Psalm 79 übersetzt Buber den Vers 11 und spricht von „Gottes Zedern“.

In Vers 17 und 18 wird selbst die Welt unberührter Einsamkeit, in die der Mensch nur unwegsamen Zugang hat, die er nicht kultiviert und auch nicht kultivieren sollte, in seine Betrachtung mit einbezogen. Das Kulturwirken des Menschen braucht offenbar auch unberührte Naturwirklichkeit. Die erwähnten Tiere warnen durch Laute, wenn der Mensch auftaucht; dies ist ein Signal an den Menschen, nicht überall zu „gestalten“.

Der Psalmist hatte das feine Empfinden, dass der Bereich des Kulturwirkens um sich eine Zone unberührter Gott-Natur nötig hat und eine Welt unberührter Einsamkeit. Der Klippschakal, es ist das Murmeltier, das mit einem Pfiff vor den Menschen warnt.

d. Die Verse 19 bis 24 (Sonne und Mond)

19. Du schufest den Mond, den Zeiten Gesetz zu geben;
die Sonne weiß, wann sie untergeht.

20. Gebietest Du Finsternis, und es wird Nacht,
dann schweifen in ihr die Tiere des Walds.

21. Die jungen Löwen brüllen nach Raub
und heischen von Gott ihre Speise.

22. Erhebt sich die Sonne, so schleichen sie heim
und legen sich nieder auf ihrem Lager.

23. Nun geht der Mensch an sein Tagewerk,
an seine Arbeit bis zum Abend.

24. Wie sind Deiner Werke, o Herr, so viel!
In Weisheit hast Du alles gemacht,
von Deinen Geschöpfen ist die Erde erfüllt.

Wie die Genesis die Himmelskörper Sonne und Mond und Sterne erst am vierten Schöpfungstag sichtbar werden lässt, so kommt auch der Psalm, der in freier Weise dem Gang der Genesis folgt, in seinem vierten Abschnitt auf die Gestirne zu sprechen. Der Psalm stieg zu Anfang herab aus den Sphären des Lichtes zu den Himmelsgewässern, dann zu den Wolken und schließlich zur festen Erde. Bei der Betrachtung der Erde wird dieser Weg wieder rückwärts gegangen: erst die Erde als Festland, dann die Erde insofern sie vom Wasser lebendig erhalten wird, dann die Erde mit den Seelenregungen ihrer Bewohner, und jetzt wird erzählt, wie diese seelischen Regungen mit den Himmelslichtern in Beziehung stehen.

Denn der Psalmist als Dichter sieht Sonne und Mond nicht als astronomische Objekte an, sondern als Mitteilungen vom Schöpfer an die Menschen.

Der Mond wird entgegen unserem Verständnis vor der Sonne erwähnt. Er ist ein Zeichen, das insbesondere im Vorderen Orient fast immer ungetrübt sichtbar ist. Der Einfluss des Mondes ist erkennbar in der Beobachtung von Veränderungen im Rhythmus eines Mondzyklus von rund 28 Tagen (genau 29,5) bzw. von (allerdings nicht ganz aufgehenden) Wochenzyklen von 7 Tagen. Weiblicher Zyklus und Embryonalzeit bei Menschen und z.B. bei Vögeln betragen Vielfache von 7 bzw. 28 Tagen (10 Lunationen als Werdezeit!).

Von seinen relativ deutlich zu sehenden und zu unterscheidenden vier Phasen (das Sonnenlicht verändert sich nicht!) las man die Zeiteinteilung ab. Die frühesten Kalender sind alle Mondkalender.

Sonne und Mond hängen eng zusammen: Die beobachteten Bahnen von Sonne und Mond weichen nur gering (bis auf 5 %) voneinander ab. Die beobachtbare Größe der Sonnen- bzw. Mondscheibe ist mit 0,5 Winkelgraden gleich, sie erscheinen aber zu Zeiten größer und kleiner (28 bis 34 Minuten), weil die Atmosphäre als Linse wirkt.

„Die Sonne weiß, wann sie untergeht“: Sie weiß, dass die Erdenwesen nicht ununterbrochen ihren Wirkungen ausgesetzt sein dürfen. So macht sie untergehend Platz für das Reich der Nacht, das vom Mond regiert wird. Der Psalmist versteht die Nacht nicht als negativ oder als bloße Abwesenheit von Licht, sondern als Ergänzung zum Tag. Tag und Nacht erzeugen Wechsel, damit keine Langeweile aufkommt.

Kurt Marti spricht in seiner Schöpfungsdeutung davon, dass der Schöpfer am ersten Tag die Vergänglichkeit der Zeit erschafft, die wahrnehmbar wird im Wechsel.

Die Nacht lässt die Raubtiere im finsternen Walde sich regen, lässt die Löwen ihre Stimme erheben. Man mag es rührend finden, dass der Psalm dem Brüllen des Löwen ein Gebet zu Gott unterlegt. In der tierischen Seele scheint eine Verbindung zur göttlichen Sphäre auf: „Sie heischen von Gott ihre Speise.“ Sie kennen ein Du. Wir werden beim Leviathan noch einmal darauf zurückkommen.

Die Mondenwelt wird außer Kraft gesetzt durch den Aufgang der Sonne. In der Frühe verbergen sich die nächtlichen Raubtiere in ihre Höhlen. Etwas Ähnliches vollzieht sich bei uns. Nachtmahre und Albträume und Sorgengespenster, all das verliert sich, wenn die Sonne aufgeht. Die Sonne hilft uns, in unserem Wesen das Geistbewusstsein zu entzünden. Es ist die Sonnen-Tageswelt, der der Mensch zutiefst verwandt ist. Ihrem Licht gehört unser Werk.

Mit dem Bilde des arbeitenden Menschen schließt der vierte Abschnitt. Wir haben jetzt einen Höhepunkt erreicht:

1. die Erde als fester Boden
2. die Erde vom Wasser belebt im Schmuck der Pflanzen
3. die Erde mit den Seelenregungen
4. die Erde mit dem sonnenverwandten Menschen, sein Erdenwerk verrichtend.

Hier erhebt sich nun der Psalmist zu einem Wort staunender Bewunderung. In Vers 24: „Erfüllt ist die Erde von Deinem Eigenen, d.h. die schaffende Gottheit hat etwas von ihrem Eigenen in die Erdenwelt hineingelegt.“

e. Die Verse 25-26 (Das Meer)

25. Siehe das Meer, so groß und weit:

zahllos Gewimmel in ihm, kleines und großes Getier.

26. Die Schiffe ziehn in ihm ihre Bahn;

den Drachen hast Du geschaffen, dass er drin spiele.

Hier wird die Entsprechung zur Genesis deutlich: auch sie spricht am 5. Tag vom Gewimmel der Meere.

Auch hier wird noch einmal an die Urflut erinnert, aber in den ihr gesteckten Grenzen. Der mythische Meerdrache Leviathan ist ein Nachklang vergangener Welten. Aber wir beachten, dass es heißt, er schuf ihn „um mit ihm zu spielen“. Die göttliche Kraft spielt auf ihren Gestaltungsmöglichkeiten. Die Artenvielfalt ist offenbar gottgewollt.

f. Die Verse 27-30 (Das Geheimnis der Welterhaltung)

27. Die Wesen alle warten auf Dich,
dass Du ihnen Speise gebest zur rechten Zeit.

28. Spendest Du ihnen, so lesen sie's auf,
öffnest Du Deine Hand, sind sie mit Gutem gesättigt.

29. Verbirgst Du aber Dein Antlitz, sind sie verstört;
nimmst Du ihnen den Odem, vergehen sie
und kehren wieder in ihren Staub zurück.

30. Doch sendest Du Deinen Odem aus, sind andere da,
und also erneust Du der Erde Angesicht.

Die Erhaltung der Erde wird in drei Bildern geschildert:

1. die sich öffnende Hand
2. das zu- bzw. abwendende Antlitz
3. der ein- bzw. ausgehende Atem

Der Dichter spricht damit drei wesentliche Organe an:

Die Physis mit dem Gliedmaßensystem

Das Nerven-Sinnensystem mit dem Bewusstsein des Geistes und

Das rhythmische System mit dem Atem und Puls.

Der Atem ist ja das, was wir nach Genesis 2 eingeblasen bekommen und was uns wirklich lebendig (und göttlich) macht. Jeder Atemzug ist ein Gottesbeweis! Aber der Schöpfer selbst zeigt sich in diesen Bildern:

Der Schöpfer gibt von seiner Substanz (Nahrungsaufnahme als Bild dafür); Gott schaut auf uns (Martin Buber: „Gott lichte Dein Antlitz, und wir sind befreit“); Die Welt ist abhängig von den Atemzügen Gottes. Der Psalmist spricht beim Ausatmen von „**Deinen** Odem“ (Gottes), der Neues schafft, beim Einatmen von „**den** Odem“ (der Geschöpfe), der weggenommen wird); die ausgeatmete Kraft hat sich also den Geschöpfen mitgeteilt. So wird Gottes Leben zum Leben der Einzelwesen (vgl. Psalm 32 [33] Vers 5).

Alle Güter hängen zusammen mit Güte. Wir vergleichen auch hier mit Psalm 144,16: „Deine Hand tust du auf, sättigst in Güte alles, was lebt“. Das Wort gut ist also ein Wort, das Gott eignet. Die Gottheit gibt etwas von ihrer eigenen Substanz her, damit etwas sein kann. So speist sich alle Welt aus göttlicher Substanz. Die Welt ist abhängig von den Atemzügen der Gottheit. Sie atmet aus, die Welt entsteht. Sie atmet ein, die Welt vergeht. Hiob spricht in Kapitel 34,14f. auch davon: „Wollte er seinen Odem an sich ziehen, so müsste alles Fleisch miteinander vergehen“. Indem er die Welt zurückholt, kehrt ihr Odem an seinen Ursprung zurück.

Zusammenfassung. Die Welt wird in großen und kleinen Rhythmen fortwährend erneuert durch den lebendigen Geisthauch. Bis heute. Alte Welten vergehen, neue werden heraufgeführt.

g. Die Verse 32-35 (Schluss und Ausklang)

31. Ewig währe des Herren Herrlichkeit,
es freue der Herr sich Seiner Werke!

32. Er, der die Erde anblickt, und sie erbebt,
der an die Berge rührt, und sie rauchen.

33. Singen will ich dem Herrn mein Leben hindurch,
meinem Gott auf der Harfe spielen, so lang ich bin.

34. Möge mein Dichten Ihm wohlgefallen;
ich aber will mich freuen im Herrn.

35. Möge es mit den Frevlern ein Ende nehmen auf Erden
und die Gottlosen nicht mehr sein,
Preise den Herrn, meine Seele!

Der Schluss ist quasi der Sabbat des Psalms. Aber hier klingt auch ein Misston an. Die wunderbare Symphonie ist gestört durch das Böse im Menschen. Weil der Psalm realistisch ist, geht er am Sündenfall nicht vorüber. Wenn wir die Beziehung zwischen Schöpfer und Geschöpf stören, tun wir uns nichts Gutes. Aus buddhistischer Weisheit stammt der Satz: Der Mensch hat nicht das Netz des Lebens gewebt – er ist nur ein Faden darin. Was er dem Netz antut, tut er sich selbst an.

Psalm 104 ist ein Psalm der Freude aus dem Staunen (über die Freude Gottes über Seine Schöpfung). Der Quellgrund der Freude ist die Tatsache, dass Gott sich an seinem Werk freut. Ohne Freude keine Schöpfung. Dem antwortet die Freude des Menschen an Gott, die in den Lobpreis mündet: Preise den Herrn meine Seele. So schließt der Psalm wie er begann mit der Aufforderung an die eigene Seele zum Lobpreis. So schließt sich ein großer Kreis.

Ehrfurcht und Freude führen zum Beginn der Liebe. Die Schöpfung ist eingeladen zur Beziehungsaufnahme mit dem Schöpfer.

3. Das Hexaemeron

Die altchristliche Hymnodie hat jedenfalls reichlich spät, erst gegen Schluss des 6. Jahrhunderts, durch die Vesperhymnen des Papstes Gregor sich angeschickt, die Woche als Erinnerung an die einzelnen sechs Schöpfungswerke wenigstens bei einer der sieben Tagzeiten eigens im Liede hervortreten zu lassen. So hat Papst Gregor durch seine Vesperhymnen den einzelnen Phasen oder Tagen des Sechstageswerkes ein würdiges Gedenken in der liturgischen Hymnodie für immer gesichert.

Bevor wir jedoch zu dem Hymnus kommen, möchte ich eben jenes Hexaemeron, das Sechstageswerk vorstellen.

Nach ihm ist der Schöpfungsvorgang nicht in exakt wissenschaftlicher Weise geschildert, sondern offenkundig nach Merkmalen, die sich dem Augenschein darbieten und eher poetischen denn wissenschaftlichen Weltdeutungen jener Zeit entsprechen. Es werden z. B. Pflanzen und Tiere nach sehr äußerlichen Merkmalen in Klassen eingeteilt. Der schaffende Gott selbst wird als nach Art eines Menschen arbeitend dargestellt (anthropomorph), der nicht durch einen absolut einfachen schöpferischen Wil-

DIE SCHÖPFUNGSERZÄHLUNG (GENESIS)

VERTEILUNG VON 8 SCHÖPFUNGSWERKEN AUF 6 TAGE

SCHEIDUNG

Opus distinctionis

Bereitung der Wohnung

1. SO Lichtreich
Dimension ZEIT
2. MO Nebel / Luft / die Wasser /die Feste
Dimension RAUM 1
3. DI Erdreich (Meer, Erde)
Dimension RAUM 2

+ Pflanzen

ATEM

BEZOGENHEIT NAHRUNG

AUSSCHMÜCKUNG

Opus ornatus

Erschaffung der Bewohner

4. MI Bewohner des Lichtreiches
(Sonne, Mond (Zeitgeber) und Sterne)
5. DO Bewohner von Luft und Wasser
Fische, Vögel
6. FR Bewohner des festen Erdreiches
Land und Haustiere

+ Mensch

lensakt die Welt ins Dasein ruft, sondern seine acht Schöpfungswerke auf die sechs Arbeitstage der Woche verteilt.

Diese Verteilung selbst, aus der als solcher schon eine poetische Auffassung hervorschimmert, erfolgt nun kunstvoll nach einem Schema, das durchaus logisch gegliedert ist und in all seinen Teilen tiefsinnige Symmetrie und Parallelismus aufweist, die von der Dreizahl beherrscht sind. Drei voneinander geschiedene Weltlegenden werden geschaffen, die nach der Anschauung jener Zeit drei Sphären oder Stockwerke bilden zur Aufnahme der verschiedenen Geschöpfe. Dieses Werk des göttlichen Schaffens ist das „Werk der Scheidung“ (opus distinctionis) oder der Bereitung der Wohnungen. Dadurch entsteht 1. das Lichtreich, 2. das Nebelreich oder die Luft- und Wassersphäre, 3. das Erdreich. Jedem dieser drei Reiche gilt je ein Schöpfungstag: Am ersten wird das Licht von der Finsternis geschieden, am zweiten das obere von dem unteren Gewässer, am dritten das Meer von der trockenen Erde. Mit diesem dritten Tage ist, was zunächst befremden kann, aber gleich seine Erklärung finden wird, die Erschaffung der Pflanzen verbunden. Ganz parallel zu diesem dreifachen „Werke der Scheidung“ läuft das dreifache „Werk der Ausschmückung“ (opus ornatus) oder die Erschaffung der Bewohner dieser drei Reiche. Dadurch entstehen 1. die Bewohner des Lichtreiches, 2.

die Bewohner der Luft- und Wassersphäre, 3. die Bewohner des festen Erdreiches. Jeder dieser drei Bewohnergruppen gilt abermals je ein Schöpfungstag: Am 4. Tage werden Sonne, Mond und Sterne, die „Beherrscher (praesules) des Tages und der Nacht“ erschaffen, am 5. Tage die Fische und Vögel, am 6. Tag die Land- und Haustiere. Hier nun wird, wie mit dem 3. Tage des „opus distinctionis“ als viertes Werk die Hervorbringung der Pflanzen verbunden wurde, ebenso mit dem 3. Tage des „opus ornatus“ als viertes Werk die Erschaffung des Menschen vereinigt unter Beifügung des Zweckes der Pflanzen. Die acht Erschaffungswerke sollten auf sechs Schöpfungstage verteilt werden für je drei Reiche. Der Dichter des Schöpfungsberichtes hat diese schwierige Aufgabe wirklich „logisch-poetisch“ gelöst. Menschen und Tiere gehören zusammen in das gleiche Reich der Erde als dessen Bewohner; der Mensch bildet den Abschluss des Schöpfungsberichtes. Die Pflanzen werden, wenngleich mit einer kleinen, kaum zu leugnenden Trübung der sonst vollständigen Symmetrie unter einem zweifachen Gesichtspunkt aufgefasst und auf zwei Stellen verteilt. Sie werden, weil sie unbeweglich an der Erde haften, nicht zu den „Herren“, sondern zu den Wohnungen gerechnet und daher bei der Trennung des Meeres von der trockenen Erde erwähnt. Andererseits „müssen Menschen und Tiere an ihrem Aufenthaltsort die nötige Nahrung finden; so erklärt der Parallelismus der beiden Ternare die sonst fast unverständliche Tatsache, dass am dritten Tage die Erschaffung der Pflanzen, am sechsten ihr Zweck erzählt wird.

Nachdem so ein klarer Einblick in die Darstellungsweise des Hexaemeron gewonnen werden konnte, ist es ungleich leichter, die Sechstagerhymnen des Papstes Gregors des Großen tiefer zu erfassen und zu verstehen.

4. Der Hymnus „Lucis Creator optime“

Die erste Strophe

Lucis Creator optime	Bester Schöpfer des Lichtes Du,
lucem dierum proferens,	du bringst das Licht der Tage hervor,
primordiis lucis novae	durch den ersten Anfang des neuen Lichtes
mundi parans originem.	rufst Du die Welt zu ihrem Beginn.

„Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, ... und Gott sprach: es werde Licht und es ward Licht. Und Gott sah, dass das Licht gut war...“ (Gen 1,1). So beginnt die geniale Kosmologie der Bibel als mythische Erzählung, als Lichtbildschau von der Entstehung der Weltordnung. Diese Erzählung eines Dichters hat wie jedes Kunstwerk eine Wahrheit, die neben naturwissenschaftlichen Erklärungen einen eigenen Wert besitzt.

„Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, Schöpfer des Himmels und der Erde ...“. So beginnt das Glaubensbekenntnis der Christen, das Credo. Diesen Text spricht eine andere Person als ein Dichter. Es ist ein Bekenntnis eines Einzelnen, und der Text ist Ergebnis einer langen, über Jahrhunderte sich erstreckenden Geschichte des Werdens. Er hat seinen eigentlichen und angestammten Platz in der gottesdienstlichen Feier.

Der Dichter des vorliegenden Hymnus, mit ziemlicher Sicherheit Papst Gregor der Große (†604), geht an den in beiden Texten vorgestellten Sachverhalt ganz anders heran. Er beginnt mit einer persönlichen Anrede „Du“. Kennt er ihn aus der Erzählung der Genesis? Oder aus dem Glaubensbekenntnis? Vielleicht. Doch ganz bestimmt aus den unmittelbaren Erfahrungen seiner Lebenswelt: er sieht am Morgen, wie die Sonne aufgeht und die Finsternis der Nacht weicht. Dieses jeden Tag neue Licht deutet er als Geschenk für sein Leben. Woraus lässt sich dieser so andere Zugang schließen? Der Dichter des Hymnus spricht im Präsens. Gottes Schöpfungstat ist für ihn nicht ein vergangenes Ereignis, sondern gegenwärtig. Schöpfung geschieht für ihn täglich neu, indem er mit dem Licht des neuen Tages die Schöpfungstat Gottes am Anfang der Welt erinnert und in seine Lebenswelt hinein holt. Es heißt: „Du bringst das Tageslicht hervor, du scheidest die Finsternis und schaffst dem Lichte Raum“. Durch diesen Erstling des neuen Lichtes – der heutige Tag ist auch ein Erstling, weil ein solcher wie dieser noch nie da war! – bereitest du den Ursprung für die Welt: jetzt ist heute wieder neu der Grund gelegt für die Möglichkeit, die Welt neu anzuschauen, jetzt und heute tritt die Welt neu ins Dasein, jetzt erstrahlt sie wieder in 1000 Farben und Formen. Papst Gregor stimmt ein großes Loblied an auf den Schöpfer einer wunderbaren Welt. Alles hat er „optime – sehr gut“ gemacht. Statt Eintönigkeit, farbige, üppige Vielfalt. Gregor weiß, dass ihm seine Sinne gegeben sind, um die Schönheiten der Welt zu entdecken, jeden Tag neu: den Vogelflug, das Rauschen der Bäume, die Geometrie der Kristalle, um nur ein paar zu nennen. All diese Beobachtungen veranlassen den Hymnendichter dazu,

dem Angeredeten ein Adjektiv hinzu zu fügen: „optime - sehr gut, hervorragend, bestens.“ Dieses Wort gibt einerseits der Dankbarkeit Ausdruck: Vom guten Licht schließt er auf den guten Schöpfer. Es ist aber auch ein Echo auf das, was in der Ursprungserzählung steht: „Gott sah, dass das Licht gut war. Der Hymnendichter schließt nicht: ein guter Gott erschafft das gute Licht. Er ist aus den Übungen dieser alltäglichen Wahrnehmung des für ihn und seine Lebenswelt guten Lichtes überzeugt, dass das gute Licht nur ein guter Schöpfer schaffen kann. So ist es für ihn möglich, die Erzählung von der Genesis mit seinem bewussten Nachspüren seiner Lebenswelt in Verbindung zu bringen. Für ihn kommt also das gute Licht von einem guten Gott, sein Wort ruft es ins Sein. Aber es ist nicht so, dass der Schöpfer spricht und dann erfolgt nach einer Weile die Wirkung. Nein, mit dem Wort vollbringt er das Werk. Das Wort ist für den Hymnendichter der Schöpfer der Welt. Offensichtlich kennt er die Worte des Evangelisten Johannes: „Im Anfang war das Wort“ und den Text von der Blindenheilung „Ich bin das Licht der Welt“.

Die zweite Strophe

Qui mane iunctum vesperi	Du ordnest an, dass der mit dem Abend
diem vocari praecipis:	verbundene Morgen Tag genannt wird,
taetrum chaos illabatur;	– das grausige Chaos bricht zusammen –
audi preces cum fletibus.	höre unsere mit Weinen vorgebrachten Bitten.

Mit dem relativen Anschlusswort „qui – der Du“ bindet der Hymnendichter auch die zweite Strophe an die Anrede der ersten und macht erinnernd mit ihr die Fortsetzung der Schöpfungserzählung gegenwärtig: „Du vereinst den Morgen mit dem Abend und schreibst vor, das Verbundene Tag zu nennen.“ Er preist den Schöpfer, der durch diese Tat der Finsternis eine Grenze gesetzt hat. Sie muss von ihrem bisherigen Totalanspruch vor der Erschaffung des Lichtes (Genesis 1, 1) absehen und dem Lichtwort weichen.

Müsste uns eigentlich nicht längst aufgefallen sein, dass Gott das Licht schafft, bevor er die Sonne und den Mond und die Sterne ans Himmelsgewölbe setzt? Der Hymnendichter kann uns Antwort geben. Er weiß, dass der Schöpfer mit dieser Einheit „Tag und Nacht“ die Zeit als grund-

legende Dimension der Welt ins Werk setzt und sie damit auch der Vergänglichkeit unterwirft. Die Zeitspanne zwischen Morgen und Abend empfindet der Hymnendichter als die ihm geschenkte Zeit, als eine Kategorie der Begegnung mit Ihm im „Ora et labora“. Es ist in diesem Zusammenhang sicher nicht uninteressant, dass von der Wortbedeutung her das Wort „Deus“ (Gott) mit dem Wort „dies“ (Tag) verwandt ist. Mit der dritten Zeile der Strophe schließt Gregor den natürlichen Teil seines Lobliedes ab. Durch Gottes Lichttat bricht das grausige Chaos – Buber nennt es in seiner Genesisübersetzung „Irrsal und Wirrsal“ – zusammen. Die letzte Zeile leitet jetzt mit der Formulierung der ersten und einzigen Bitte zu den „moralia“, zu den Bezügen zum inneren Leben über. Er macht so deutlich, dass seine Bitte in einem inneren Zusammenhang mit den „naturalia“ steht. Das ist ja das besondere Kennzeichen des Hymnus, dass er bei der Schilderung der natürlichen Welt nicht stehen bleibt. Das Schwinden der Finsternis vor dem Lichte und die Bereitstellung von Lebensraum, das war es, was den Hymnendichter zum „optime“ veranlassete. Nun formuliert er daraus seine erste Bitte. Wir bemerken wohl, dass sieben Zeilen lang nur Lobpreis in Anrede war. Jetzt folgt eine Bitte, die mit dem „audi – horche“ auch das erste Prädikat des Hymnus einführt.

Die dritte Strophe und vierte Strophe

Ne mens gravata crimine	Dass nicht der Mensch, durch Schuld beschwert,
vitae sit exsul munere,	verbannt sei von der Gabe des Lebens,
dum nil perenne cogitat	wenn er nichts Ewiges mehr denkt
seseque culpis illigat.	und sich in Schuld verstrickt.

Caelorum pulset intimum,	Am innersten Himmelstor poche er an,
vitale tollat praemium;	er raube sich den Lebenspreis;
vitemus omne noxium,	alles Schädliche wollen wir meiden,
purgemus omne pessimum.	alles Schlechte wegschaffen.

Konnten die beiden ersten Strophen auch einem religiösen Schwärmer entsprungen sein, so erweist sich der Hymnendichter mit den folgenden

Strophen als ein Mensch, der auch Abgründe und chaotische Verwirrung und Verirrung bei sich selbst kennt. Er wird konkret, er kennt das von sich: eine Schuld, die bis zum ureigenen Wesenskern vordringt und ihn wie eine drückende Last beschwert. Mit diesem Wesenskern findet er sich plötzlich nicht mehr im Lichte wieder, sondern im lichtlosen Schattenreich, in „Finsternis und Todesschatten“. Der Dichter denkt an den griechischen Hades. Er nennt diesen Ort ein Exil, weil er weiß, dass der lichte Tag und nicht der Hades sein eigentlicher von Gott gewollter Heimatort ist.

Eine zweite Gefahr lauert: Die Gefahr, nichts Ewiges mehr zu denken. Das passiert schnell, dass wir hängenbleiben im Diesseits, dass wir uns zufriedengeben mit den Gütern dieser Welt, dass wir ungebundenes Vergnügen an vergänglichen Dingen finden. Das sind für den Hymnendichter die Gefahren für den Verlust des Kontaktes zum Schöpfer und Zeichen der Zunahme der Erfahrung von Finsternis, wo doch der Schöpfer selbst durch die Schaffung des Lichtes sie zum Platz machen veranlasst hat.

Wie können wir den Gefahren wehren? Da dürfen wir den Hymnus wörtlich übersetzen, um die Kraft seines Rates zu erspüren. Am Innersten der Himmel poche er an, er stoße vor mit allen seinen Energien, damit er den Kontakt zum Lichtkern nicht verliere, er ergreife fest ohne je loszulassen den Preis, dass er zum Leben im Licht berufen ist. Dem Sieger ist eine Prämie verheißen, ein ewiges Leben und Loben im Lichte des „Lucis Creator“. Und so wie die Finsternis dem Lichte weichen musste, so mögen wir „als Kinder des Lichtes“ auch alles Schändliche meiden, alles Schlechte wie alten Sauerteig (1Korinther 5,7) wegschaffen.

Zusammenfassung

Es geht dem Hymnendichter nicht um die Darstellung, wie die Schöpfung entstand. Es geht ihm nicht um längst Vergangenes, es geht ihm um Gegenwart und Zukunft. Wir haben gesehen, wie der Hymnus entsteht aus der eigenen Übung der aufmerksamen Wahrnehmung der eigenen Lebenswelt, die vor aller wissenschaftlichen Untersuchung da ist.

So ist der Hymnus ein ganz persönliches Echo auf die Heilsgeschichte der Schöpfung, die der Dichter als eine ihn betreffende Wirklichkeit deutet. Es geht dem Schöpfer um den Erhalt des Lebens hier und heute und jetzt. Diese Heilsgeschichte kann sich durch die Schuld des in die Freiheit gesetzten Menschenwesens aber auch in Unheilsgeschichte verkehren.

Wir erkennen in dem Hymnendichter jemanden, der bereit ist, die Welt und was sie mit sich bringt, den Himmel und die Erde, im Blick auf Gott hin anzuschauen. Diese durch Übung erlernte Anschauung kleidet der Dichter in eine poetisch dichte Sprache. Er lädt alle Sänger und Hörer damit ein, über die Zeiten hin in den Lobpreis dessen, der uns das freundliche Licht geschenkt hat, einzustimmen. Seinen besonderen Platz findet der Hymnus im Stundengebet natürlich am Sonntag, dem ersten Tag der Woche, dem Tag, den die Genesis in ihrer Kosmologie für die Erschaffung des Lichtes reserviert. Ein spätes Echo hat diese Haltung gefunden in dem Hymnus von Jochen Klepper, einem der bedeutendsten geistlichen Liederdichter des 20. Jhts.

Er weckt mich alle Morgen
Er weckt mir selbst das Ohr
Gott hält sich nicht verborgen,
führt mir den Tag empor,
dass ich mit seinem Worte
begrüß' das neue Licht.
Schon an der Dämmerung Pforte
Ist er mir nah und spricht.

Er spricht wie an dem Tage,
da er die Welt erschuf.
Da schweigen Angst und Klage;
Nichts gilt mehr als sein Ruf!
Das Wort der ewigen Treue,
die Gott uns Menschen schwört,
erfahre ich aufs Neue
so wie ein Jünger hört.

5. Girona-Genesis-Teppich („Tapís de la Cració“)



Der Gironeser Genesisteppich ist zwischen 1050 und 1120 entstanden und befindet sich in der Schatzkammer der Kathedrale von Gerona in Nordspanien/Katalonien, wie die Stadt in spanischer Sprache heißt. Die katalanische Form lautet Girona.

Das Sehens- und Wissenswerte wird uns in einem Kreis gezeigt. Bild und Schrift zeigen uns das All als einen Weltkreis, als einen Kreis von Kreisen.

Im Zentrum steht ein rundes Bildfeld. Um dieses herum sind zwei Schrift-ringe und ein Bildring gelegt. Der Bildring ist unterteilt in acht Segmente, dadurch entsteht eine achteilige Strahlenfigur. Im oberen Halbkreis finden wir wieder drei Kreise: einen Kreis als Medaillon (r.o. für Sonne und Mond), einen Kreis als Nimbus (Taube) und einen Kreis für das Firma-

ment (r.o. und l.o.). Der Kreis ist also hier ausgesprochen vielfältiges Symbol.

Der Sinn des Bildes entsteht für uns nicht nur durch das Bild, das wir sehen, sondern auch durch Schriftzeichen. Denn die Schriftzeichen umgeben nicht nur die beiden zentralen Kreise, auch in jedem Segment stehen Texte. Wir haben es also zu tun mit *Inscriptio* und *Circumscriptio*, d.h. der Schriftbezug manifestiert sich im ganzen Bild und in jedem seiner Teile.

Wir betrachten zunächst den Schriftzug außen: „*In principio creavit Deus caelum et terram*“ (Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde), das ist wörtlich Genesis 1,1. „*Mare et omnia, quae in eis sunt*“ (das Meer und alles, was in ihnen ist), das ist Ps. 146,6. „*Et videt Deus cuncta quae fecerat et erant valde bona*“ (Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut), das ist Genesis 1,31.

Wir betrachten als nächstes den Schriftzug innen. „*Dixit quoque Deus fiat lux et facta est lux*“ (Und Gott sprach, es werde Licht! Und es ward Licht), das ist Genesis 1,3

Der Text in den Bildfeldern: Im Feld 1, oben Mitte steht: „*Spiritus Dei ferebatur super aquas*“ (und der Geist Gottes schwebte über den Wassern), das ist Genesis 1,2. Im Feld 2, oben links steht: „*Tenebrae erant super faciem abyssos*“ (und es war finster auf der Tiefe), das ist Genesis 1,2. Im Feld 3, oben rechts steht: „*Lux*“ (Licht), das ist Genesis 1,3. Im Feld 4, ganz links steht: „*Fecit Deus firmamentum in medio aquarum*“ (es werde eine Feste zwischen den Wassern), das ist Genesis 1,6. Im Feld 5, ganz rechts steht: „*Ubi dividat Deus aquas ab aquis*“ (die da scheide zwischen den Wassern), das ist Genesis 1,6. Und im Kreis steht: „*Sol Luna Firmamentum*“ (Sonne Mond Himmel).

Im Feld unten links ist zunächst Gen 2, 21: „*Immisit Dominus soporem in Adam et tulit unam de costis eius*“ (Da ließ Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen auf den Menschen und er nahm eine seiner Rippen), und dann Gen 1,12. zu lesen: „*Lignum pomiferum*“ (Bäume, die Früchte tragen). Im Feld unten rechts ist Genesis 2,20 zu lesen: „*Adam non inveniebatur similem sibi*“ (Adam fand keine Hilfe, die um ihn wäre). Schließlich zitieren die Texte im Feld unten in der Mitte mit der Erwähnung der Vögel des Himmels („*Volatilia caeli*“) und der großen Walfische („*Cete grandia*“) Genesis 1,20 und 21. Im Mittelfeld steht:

„Sanctus Deus rex fortis“ (Heiliger, starker Gott).

Wir sehen also, dass die Schrift im Bild auf den Bibeltext verweist, und da poetischer Text stets Bilder evoziert, geschieht dies auch hier. Wir haben aber hier keine parallele Illustration der einzelnen Schöpfungstage vor uns, wie sie beispielsweise in der großen Initiale der Wenzelsbibel und auch sonst in vielen anderen Abbildungen zu sehen ist. Wir haben es hier zu tun mit einer Auswahl aus beiden Schöpfungstexten, d.h. für den Künstler ist die Schrift Material zur Schaffung eines neuen Sinnes. Er macht das, was der Künstler des Schöpfungsberichtes mit den altorientalischen Kosmologien gemacht hat: er hat sie aufgegriffen und umgearbeitet auf einen Schöpfergott hin. So bilden die altorientalischen Kosmologien, die beiden Schöpfungsberichte und auch unser Teppich einen Chor, der etwas über die Schöpfung aussagt. Keine Stimme behauptet, das einzig gültige über die Schöpfung auszusagen und trotzdem können sie Wahrheit für sich beanspruchen, weil sie Dichtung und Kunst sind.

Wir betrachten nun noch einmal die Umschrift. Sie besteht aus dem ersten und letzten Halbsatz des 1. Schöpfungsberichts. Wenn wir nun diese Schöpfungsgeschichte des Teppichs lesen, so finden wir darin die Ausfüllung der beiden Halbsätze. Und die Bilder sind ebenfalls eine Ausfüllung des Textes des Umkreises, nur eben eine andere. Um diese bildliche Ausfüllung kümmern wir uns jetzt.

Der Text „Und Gott sprach, es werde Licht und es ward Licht.“ bekommt seine Ausführung im Zentrum, von dem die Strahlen ausgehen. Der zentrale Kreis ist quasi die Sonne. In ihrem Strahlenkreis wird alles sichtbar. Hier also ist „Es werde Licht!“ ausgelegt als Erscheinenlassen der Welt. Das ist eine völlig neue Betrachtungsweise und Deutung! Die Figur: „Sanctus Deus Rex Fortis“ ist der Schöpfer der Welt. Neu ist also, dass der Schöpfer als Sonne im Zentrum steht. Neu ist, dass Schöpfer und Geschöpf nicht mehr getrennt sind wie in der Genesis. Der „heilige Gott, der starke König“ ist der jugendliche, bartlose Christus. Er hat die Rechte zum Redegestus erhoben. Neben dieser erhobenen Hand steht sinnfälligerweise auch das dazugehörige „Dixit“. In der linken Hand hält er ein Buch. In ihm steht: „Sanctus Dominus“. Hier ist also der Christus-Logos abgebildet, der eben jene Trennung von Geschöpf und Schöpfer überschreitet. Wir sehen, dass unser Künstler das Johannesevangelium kennt, in dem von dem Christus-Logos gesagt wird, er sei Wort und Licht

(Joh 1,1-5). Wir sehen hier, dass der Künstler in seinem Werk den alttestamentlichen Schöpfungsbericht christlich transformiert. Denn er bezieht sich auf den alttestamentlichen Text, er zitiert ihn, und die Bilder, die ihn illustrieren, bindet er auf ihn zurück. Dabei ist wichtig zu sehen, dass die Texte ja nicht linearer übertragen werden, sondern in die Bilder gestreut werden. Nur die Texte in den Ringen sind linear.

Wir schauen weiter: Der Weltkreis, den der Künstler schafft, hat ein Oben und ein Unten und ein Rechts und ein Links, also eigentlich eine Kreuzform, jene Kreuzformen, die wir im Nimbus des Schöpfers (und auch der Taube) finden. Durch den Künstler wird aus dem linearen Textverlauf der Genesis ein Kosmos, eine Weltlandschaft, und zwar eine paarige, denn alle Bilder in dem Strahlenkranz sind paarweise zu lesen! Diese paarige Weise ist aber bereits in der Genesis selbst angelegt, denn der Schöpfer schafft Himmel und Erde, Licht und Nacht, ein Unten und ein Oben, Mann und Frau. Wir haben das auch schon in der Anlage des Hexaemeron gesehen, in dem der Schöpfer zunächst ein Opus distinctionis vollbringt durch die Schaffung dreier Räume und dann ein Opus ornatum.

Diese Bilder schauen wir uns nun näher an. Rechts und links oben sehen wir Engel. Der Text „Tenebrae erant super faciem abissi“ (und es war finster auf der Tiefe) und „lux“ (Licht) verweist auf die Genesis. In der Gegenüberstellung von „Lux“ und „Tenebrae“ wird die Scheidung ins Bild gebracht: „Gott schied das Licht von der Finsternis“. Aber Engel kommen doch in der Genesis nicht vor. Wer hilft uns da weiter? Wer „erfindet“ sie denn überhaupt? Da hilft uns der Kirchenlehrer Augustinus weiter. Wir finden bei ihm einen Text der lautet:

„Kein Zweifel also, wenn die Engel überhaupt zum Sechstageswerk gehören, so sind sie jenes Licht, das den Namen Tag erhalten hat. Indem nämlich Gott sprach ‚Es werde Licht‘ und das Licht entstand, sind die Engel, wofern man mit Recht bei diesem Licht an ihre Erschaffung denkt, in der Tat des ewigen Lichts teilhaftig geworden, das nichts anderes ist als die unwandelbare Weisheit Gottes, durch die alles erschaffen worden ist und die wir den eingeborenen Sohn Gottes nennen; sie sind also, erleuchtet durch dasselbe Licht, durch das sie erschaffen wurden, Licht geworden und werden als Tag bezeichnet aufgrund der Teilnahme am unwandelbaren Licht und Tag, d.i. am Worte Gottes, durch das sie selbst und alle übrigen Wesen erschaffen sind. Wendet der Engel sich ab von

Gott, so wird er unrein, wie alle diese sind, die man unreine Geister nennt, nicht mehr Licht im Herrn, sondern Finsternis in sich selbst, losgelöst von der Teilnahme am ewigen Licht.“

Das Licht wird also durch die Scheidung von der Finsternis geschaffen. Und wenn wir genau im Schöpfungsbericht nachlesen, steht dort: „Und Gott sah, dass das Licht gut war“ (Gen 1,4a). D.h. aber, dass nicht das ganze Werk der Scheidung den Beifall Gottes findet, sondern nur das Licht. Ebendies bietet den Exegeten die Gelegenheit, die Scheidung nicht nur kosmologisch (Licht-Finsternis), chronologisch (Tag und Nacht) sondern eben auch moralisch zu deuten: als Differenz guter und böser Mächte. So sehen wir auf dem Teppich den Lichtengel rechts mit schwarz-weiß gestreiftem Nimbus und links den Engel der Finsternis, der keinen Nimbus hat.

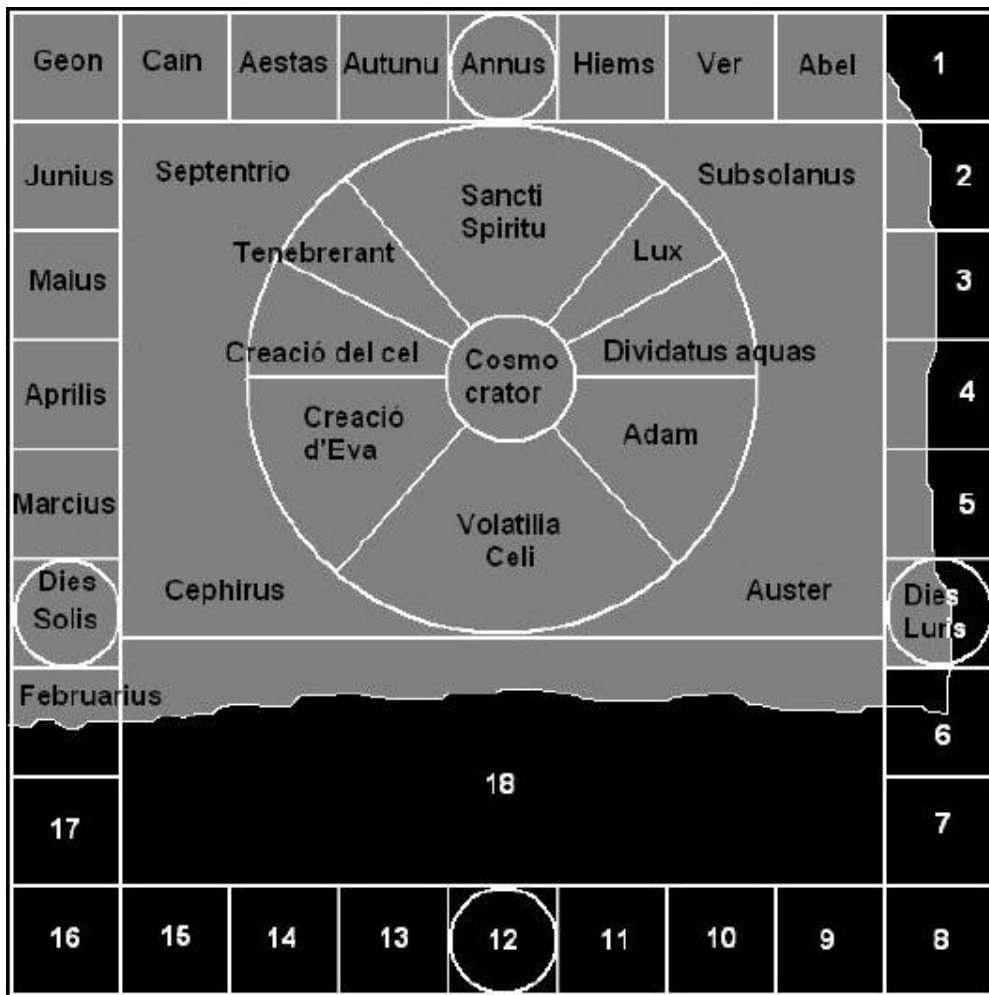
In den Feldern 4 und 5 (links und rechts oben) sind die Schöpfungswerke des zweiten und vierten Tages zusammengefasst, allerdings etwas anders als im Schöpfungsbericht. Wir sehen im Feld links das Wasser und das Firmament und rechts die und das Wasser („*aquae*“ oben, dann das Firmament und unten das „*aqua*“). In dem Gewölberaum erscheinen Sonne und Mond. Die Sterne sind Zutat (Genesis 1,6). Sonne und Mond werden als Brustbilder auf dem Medaillon gezeigt, als sogenannter Clipei. Der „*Sol*“ („*sol*“ ist im lateinischen maskulin) hat einen Strahlenkranz als Nimbus (d.i. eine Übernahme aus Darstellungen des Apolls), die „*Luna*“ („*luna*“ ist im Lateinischen feminin) trägt die Mondsichel über dem Haupt. Hier sehen die beiden natürlich so aus, als seien sie Götter. Vielleicht versucht der Künstler sie durch die Einbettung in seinen Teppich christlich zu integrieren.

In Bild 6 und 7 (unterhalb der Horizontalen) stehen zwei Bilder gegenüber. Sie sind etwas komplexer, und sie zeigen das Themenfeld Pflanzen, Tiere, Menschen. Diese im ersten Schöpfungsbericht genannten Wesen werden hier auf der Folie des zweiten Berichts gezeigt. Tiere und Pflanzen werden unterschieden und Mann und Frau zugeordnet. In Bild 7 (rechts) bauen sich die Tiere in ihrer Vielgestaltigkeit auf (u.a. Hirsch, Einhorn, Steinbock, Rind, Hase, Wurm). Die herrschaftliche Geste zeigt Adam bei seiner Namensgebung (ver. Gen 2,19). Er findet aber unter ihnen nicht den Leib, der ihn ergänzt. In Bild 6 sehen wir den schlafenden Adam und die aus seiner Seite gebildete Frau, die er umarmt. Sie streckt bereits ihre

Hände nach den Früchten der Pflanzen aus. Es ist dies quasi eine Oppositionsgeste des Adam auf der rechten Seite. Aber hier auf dem Bild ergreift sie die Frucht noch nicht. Denn das ist eine andere Geschichte.

Nun schließlich noch das Bild 8 unten in der Mitte und das Bild 1 oben in der Mitte. Es zeigt das Meer mit seinen Tieren und die Vögel des Himmels. Das sind Bilder zum fünften Tag (Gen 1, 20-22). Übrigens fliegt auch oben in dem mittleren Bild ein Vogel. Dort oben ist die „ruach Elohim“ ein Gottesvogel geworden, der seine Nähe zur christlichen Gestalt des Heiligen Geistes nicht verleugnet. Ihm zur Seite stehen die weiter oben schon gedeuteten zwei Engel, eben jener der Finsternis und eben jener des Lichtes.

Jetzt plötzlich sehen wir am Ende, wie das Bild das Beziehungsgefüge himmlischer und irdischer Wesen offenbar macht: oben die himmlischen und unten die irdischen.



Ganz so rund wie es unsere Abbildung zeigt, ist die Welt des Gironeser Teppichs aber nicht. Der Kreis ist das Mittelstück des an den Rändern stark beschädigten Bildteppichs. Es ergibt sich durch Rekonstruktionen ein Bildprogramm, welches die Jahreszeiten und die 12 Monate zeigt, also eher naturorientiert ist. Diese Art Bildprogramm ist im Mittelalter relativ häufig. Im Mittelpunkt sitzt in der Regel „Annus“ (Jahr) als der Zeitregent. Um ihn herum sind die 12 Monate und die 12 Tierkreiszeichen und die Monatsarbeiten im bäuerlichen Horizont angeordnet.

Unser Gironeser Teppich nimmt diese Sicht also auch auf, aber ins Zentrum rückt nicht der Zeitregent „Annus“, sondern Christus. In ihm ist also durch die Konzentrik der Anlage die Konkurrenz von Schöpfung und Natur, von Glaube und Naturkunde geordnet dargestellt. Der Teppich integriert mit seiner konzentrischen Anlage also diese beiden Deutungswelten. Er ist so Manifest einer Zeit, in der diese Konkurrenz integriert war. Das ist sie seit der Neuzeit nicht mehr.

6. Das Wessobrunner Gebet

In Assonanz zum Sechstageswerk der Schöpfung möchte ich mit dem Wessobrunner Gebet als 6. und letztes Beispiel meine Betrachtungen abschließen.

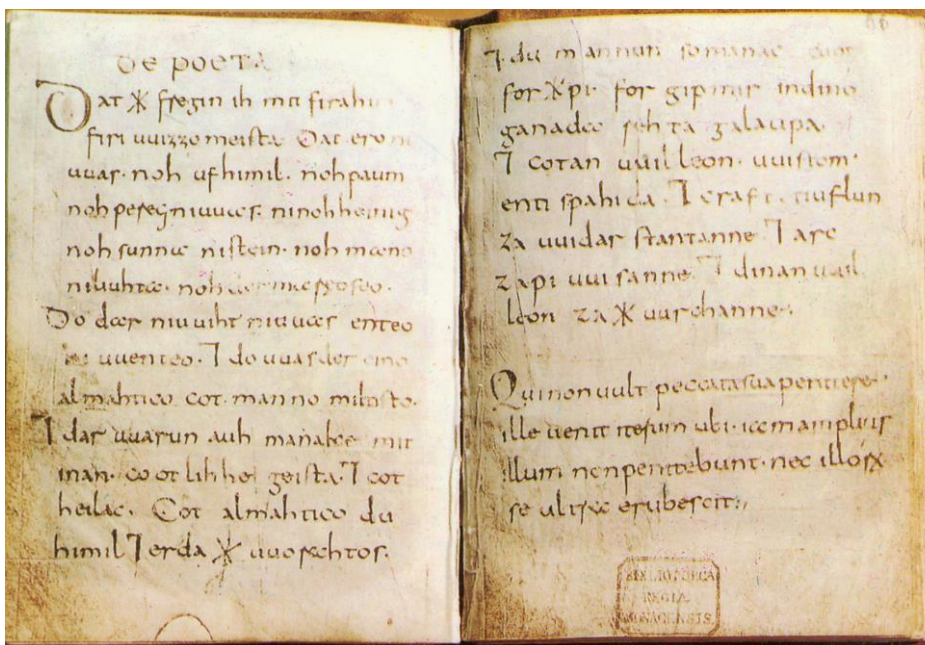
Dat gafregin ich mit firahim firiuuizzo meista,
Dat ero ni uuas, noh ufhimil
Noh paum, noh pereg ni uuas,
ni sterro nohheinig, no sunna ni scein,
noh mano ni liuhta, noh der mareo seo.
Do dar niuuiht uuas, enteo ni uunteo,
enti do uuas der eino almahtico cot,
manno miltisto, enti da uuarun auh manake mit inan cootlihhe geista,
enti cot heilac.

Cot almahtico, du himil enti erda gauuorahtos enti du mannun so manac
coot forgapi: forgip mir in dina ganada rehta galaupa enti cotan uuilleon,
uuistom enti spahida enti ceafft, tiuflan za uuidarstantanne enti arc za
piuuisanne enti dinan uuilleon za gauurchanne.

„Das habe ich bei den Menschen als größtes Wunder erfahren: dass es Erde nicht gab und nicht den Himmel, es gab nicht den Baum und auch nicht den Berg, es schien nicht ein einziger Stern, nicht die Sonne, es leuchtete weder der Mond noch die glänzende See. Als es da also nichts gab, was man als Anfang oder Ende hätte verstehen können, gab es schon lange den einen allmächtigen Gott, den reichsten an Gnade. Bei ihm waren auch viele Geister voll Herrlichkeit, früher (als sie aber war) der heilige Gott.

Allmächtiger Gott, du hast Himmel und Erde erschaffen und den Menschen manches Gut verliehen: verleihe mir rechten Glauben an deine Gnade und guten Willen, Weisheit, Klugheit und Kraft, den Teufeln zu widerstehen und das Böse zu meiden und deinen Willen zu tun.“

Das Gebet stammt ebenfalls von einem Dichter. Es trägt die Überschrift „de Poeta“. Es ist das erste uns erhaltene christliche Gebet in deutscher Sprache, in Fulda vor 800 nachgewiesen. Es stammt aber wohl aus Wes-sobrunn, hier in Bayern, wahrscheinlich von einem bayerischen Mönch. Es ist nicht nur das älteste, es ist auch wohl eines der schönsten unserer Sprache, auch ein Kunstwerk. In ihm zeigt sich, wie tief die Lehre vom ewigen, anfanglosen Schöpfer der Welt das Denken der Germanen geprägt und gepackt hat. Es lebt, wie alle anderen betrachteten Beispiele, vom Staunen, vom Erstaunen als eigener Erkenntniskraft und ist wie jene Kunstwerke ein hochbedeutendes Zeugnis einer Weltdeutung der Anerkenntnis einer überzeitlichen Wirklichkeit.



Bayerische
Staatsbibliothek
BSB Clm 22053,
Bl. 65v-66r